

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ein rostiger alter Bus im Garten des Großvaters und seine Bienen werden für Meredith ihr einziger Halt. Denn sie ist erst fünf, als sie von ihren Eltern nach deren Trennung vollkommen sich selbst überlassen wird.

Der Großvater nimmt sie mit in die faszinierende Welt der Bienen – und rettet ihr so das Leben. Die Bienen werden Meredith zur Ersatzfamilie: Wenn sie sich verlassen fühlt, zeigen sie ihr, wie man zusammenhält und füreinander sorgt. Wenn sie über ihre depressive Mutter verzweifelt, bewundert sie die Bienen dafür, ihre Königin einfach austauschen zu können. Die Bienen lehren Meredith, anderen zu vertrauen, mutig zu sein und ihren eigenen Weg zu gehen.

»Der Honigbus« ist eine starke Geschichte über das Leben und die Weisheiten der Natur.

*Meredith May* ist Imkerin in fünfter Generation. In ihrem Memoir »Honigbus« erzählt sie von den Lebenslektionen, die sie von den Bienen ihres Großvaters in Big Sur lernte und die für sie die Rettung aus einer schwierigen Kindheit bedeuteten.

May ist eine preisgekrönte Journalistin und Autorin. Sie schreibt für den »San Francisco Chronicle« und gewann den PEN USA Literary Award for Journalism und wurde für den Pulitzer Preis nominiert. Sie lebt in der San Francisco Bay Area und hält dort den letzten Bienenstock ihres inzwischen verstorbenen Großvaters. »Der Honigbus« wird in elf Sprachen übersetzt.

*Anette Grube*, geboren 1954, lebt in Berlin. Sie ist die Übersetzerin von Arundhati Roy, Vikram Seth, Chimamanda Ngozi Adichie, Mordecai Richler, Kate Atkinson, Monica Ali, Manil Suri, Richard Yates u. a.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

MEREDITH MAY

# *Der Honigbus*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Anette Grube

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Juni 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019  
unter dem Titel »The Honeybus. A Memoir of Loss, Courage  
and a Girl Saved by Bees«  
im Verlag Harper Collins/Park Row Books, New York  
© 2019 Meredith May

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-70306-7

## INHALT

|                                |     |
|--------------------------------|-----|
| Prolog – Schwarm               | 9   |
| Fluchtweg                      | 16  |
| Der Honigbus                   | 33  |
| Die geheime Sprache der Bienen | 57  |
| Heimkehr                       | 73  |
| Die Königin von Big Sur        | 86  |
| Der Bienenhalter               | 108 |
| Der falsche Großvater          | 131 |
| Die erste Ernte                | 150 |
| Alleinreisendes Kind           | 164 |
| Faulbrut                       | 187 |
| Eltern ohne Partner            | 206 |
| Das soziale Insekt             | 220 |
| Heißes Wasser                  | 238 |
| Bienentanz                     | 257 |
| Verstreuter Zucker             | 280 |
| Epilog                         | 296 |
| <br>                           |     |
| Anmerkung der Autorin          | 309 |
| Dank                           | 315 |
| Lesevorschläge                 | 318 |

## PROLOG

# *Schwarm*

1980

*Eine Bienenlektion in Tapferkeit*

Die Schwarmzeit kündigte sich immer über das Telefon an. Jedes Frühjahr erwachte das rote Wählscheibentelefon zum Leben, weil verzweifelte Anrufer Honigbienen in ihren Mauern, Käminen oder Bäumen meldeten.

Ich verteilte Grandpas Honig auf meinem Maisbrot, als er aus der Küche kam, mit diesem schlitzohrigen Lächeln, das besagte, dass wir unser Frühstück wieder einmal würden stehenlassen müssen. Ich war zehn und hatte fast mein halbes Leben lang Bienenstiche mit ihm eingefangen, deswegen wusste ich, wie es weitergehen würde. Er trank seinen Kaffee in einem Zug aus und fuhr sich mit dem Arm über den Schnurrbart.

»Wir haben wieder einen«, sagte er.

Dieses Mal stammte der Anruf von einem privaten Tennisclub, ungefähr eine Meile entfernt an der Carmel Valley Road. Als ich mich auf den Beifahrersitz seines klappigen Pick-ups setzte, trat er mehrmals aufs Gaspedal, um ihn anzulassen. Schließlich sprang der Motor an, und wir fuhren kreischend aus der Einfahrt und wirbelten Kies auf. Er raste an den Schildern mit der Geschwindigkeitsbegrenzung vorbei, auf denen fünfundzwanzig stand, wie

ich von Fahrten mit Granny wusste. Wir mussten uns beeilen, um den Schwarm zu erwischen, weil den Bienen womöglich einfallen könnte, woanders hinzufliegen.

Grandpa schlingerte auf das Gelände des Tennisclubs und trat neben einem Weidezaun auf die Bremse. Er stemmte sich mit der Schulter gegen die klemmende Tür und drückte sie ächzend auf. Wir traten in einen Minizyklon aus Bienen, ein laut brummender Tintenfleck am Himmel, der wie ein Vogelschwarm nach links und rechts abdrehte. Mein Herz raste mit ihnen, ängstlich und ehrfürchtig zugleich. Die Luft schien zu pulsieren.

»Warum tun sie das?«, rief ich über den Lärm.

Grandpa ging auf ein Knie und neigte sich zu meinem Ohr.

»Die Königin hat den Stock verlassen, weil es drin zu eng wurde«, erklärte er. »Die Bienen sind ihr gefolgt, weil sie ohne sie nicht leben können. Sie ist die einzige Biene im Volk, die Eier legt.«

Ich nickte, um Grandpa zu zeigen, dass ich verstanden hatte.

Der Schwarm hatte sich einem Kastanienbaum genähert. Alle paar Sekunden löste sich eine Handvoll Bienen aus dem Schwarm und verschwand zwischen den Blättern. Ich trat näher, schaute hinauf und sah, dass sich die Bienen als Ball, ungefähr so groß wie eine Orange, an einem Ast sammelten. Mehr Bienen dockten an, bis die Kugel so groß wie ein Basketball war und pulsierte wie ein Herz.

»Die Königin ist dort gelandet«, sagte Grandpa. »Die Bienen beschützen sie.«

Als sich die letzten Bienen der Gruppe angeschlossen hatten, wurde es still.

»Warte beim Wagen auf mich«, flüsterte Grandpa.

Ich lehnte mich an die vordere Stoßstange und sah zu, wie er auf eine Stehleiter stieg, bis er mit dem Kopf auf gleicher Höhe mit dem Schwarm war. Dutzende Bienen krochen über seine

nackten Arme, während er anfing, mit einer Säge den Ast abzusägen. In diesem Augenblick ließ ein Platzwart einen Rasenmäher an, die Bienen erschraken und flogen in Panik auf. Ihr Summen wurde zu einem durchdringenden Heulen, und sie schlossen sich zu einem engeren, schnellen Kreis zusammen.

»Verdammst nochmal!«, hörte ich Grandpa fluchen.

Er rief dem Platzwart etwas zu, und der Rasenmäher verstummte. Während Grandpa darauf wartete, dass sich der Schwarm erneut am Baum sammelte, spürte ich, wie mir etwas über den Kopf krabbelte. Ich langte hinauf und berührte Flaum, dann spürte ich, wie sich Flügel und kleine Beinchen in meinem Haar verfingen. Ich warf den Kopf hin und her, um die Biene abzuschütteln, aber sie verhedderte sich nur noch mehr und wurde verzweifelter, ihr Summen steigerte sich in die hohe Tonlage eines Zahnbohrers. Ich holte mehrmals tief Luft, um mich für das zu wappnen, von dem ich wusste, dass es kommen würde.

Als die Biene ihren Stachel in meine Haut bohrte, raste der brennende Schmerz von meiner Kopfhaut in meine Backenzähne, und ich biss die Kiefer zusammen. Ich tastete erneut hektisch mein Haar ab und erstickte einen Schrei, als ich eine zweite Biene darin fand, dann noch eine. Angst breitete sich weiter und weiter in meinem Brustkorb aus, als ich mehr pelzige Körper spürte, als ich zählen konnte, ein kleines Geschwader Honigbienen, die mit der gleichen Angst zu kämpfen hatten wie ich.

Dann roch ich Bananen – den Geruch, den Bienen verströmen, um nach Unterstützung zu rufen –, und ich wusste, dass ich angegriffen wurde. Ich spürte einen brennenden Stich an meinem Haarsatz, gefolgt von einem heftigen Schmerz hinter dem Ohr, und ich ging auf die Knie. Ich wurde ohnmächtig, oder vielleicht betete ich auch. Ich dachte, dass ich womöglich sterben würde. Innerhalb von Sekunden hielt Grandpa meinen Kopf in den Händen.

»Versuch, dich ganz still zu halten«, sagte er. »Da sind noch fünf drin. Ich hole sie alle raus, aber vielleicht wirst du noch mal gestochen.«

Eine weitere Biene stach mich. Jeder Stich verstärkte den Schmerz, bis sich mein Kopf anfühlte, als würde er lichterloh brennen, und ich griff nach dem Autoreifen und hielt mich daran fest.

»Wie viele sind es noch?«, flüsterte ich.

»Nur noch eine«, sagte er.

Als es vorbei war, nahm mich Grandpa in die Arme. Ich legte meinen pochenden Kopf an seine Brust, die muskelbepackt war, weil er sein Leben lang fast fünfzig Pfund schwere Bienenstöcke voller Honig gehoben hatte. Er legte mir sanft die schwielige Hand in den Nacken.

»Schnürt sich dir die Kehle zu?«

Ich atmete so tief ein und aus, wie ich konnte. In meinen Lippen prickelte es seltsam.

»Warum hast du mich nicht gerufen?«, fragte er.

Ich hatte keine Antwort darauf. Ich wusste es nicht.

Meine Beine zitterten, und ich ließ mich von Grandpa zum Wagen tragen und auf die Sitzbank legen. Ich war früher schon gestochen worden, aber nie von so vielen Bienen auf einmal, und Grandpa machte sich Sorgen, dass mein Körper in einen Schockzustand fiel. Sollte mein Gesicht anschwellen, sagte er, müsste ich in die Notaufnahme. Er wies mich an zu hupen, sollte ich keine Luft mehr kriegen, und ich wartete, bis er den Ast fertig abgesägt hatte. Er schüttelte die Bienen in einen weißen Kasten aus Holz und trug ihn zur Ladefläche des Pick-ups, während ich die heißen Schwellungen auf meinem Kopf betastete. Sie waren fest und hart, und sie schienen größer zu werden. Ich hatte Angst, dass mein Kopf bald so aufgebläht wäre wie ein Kürbis.

Grandpa stieg ein und ließ den Motor an.

»Einen Moment«, sagte er, nahm meinen Kopf in die Hände und fuhr mit den Fingern über die Kopfhaut. Ich zuckte zusammen, als würde er Murmeln in meinen Schädel drücken.

»Einen habe ich übersehen«, sagte er und zog einen schmutzigen Fingernagel seitlich über meine Kopfhaut, um den Stachel zu entfernen. Er erklärte immer, dass es falsch war, den Stachel zwischen Daumen und Zeigefinger herauszudrücken, weil er dann das gesamte Gift in den Stich abgab. Er hielt mir die Handfläche hin, um mir den Stachel mit der stecknadelgroßen Giftblase zu zeigen, die noch daran hing.

»Sie arbeitet noch«, sagte er und deutete auf das weiße Organ, das Gift pumpte und nicht wusste, dass seine Dienste nicht mehr gebraucht wurden. Es war ekelhaft und erinnerte mich an ein Huhn, das ohne Kopf herumlief, und ich rümpfte die Nase. Er warf ihn aus dem Fenster und schaute mich dann erfreut an, als hätte ich ihm gerade mein Zeugnis mit lauter Einsern gezeigt.

»Du warst sehr tapfer. Du bist nicht ausgerastet und so.«

Mein Herz schlug Räder in meinem Brustkorb, und ich war stolz auf mich, weil ich mich von den Bienen hatte stechen lassen, ohne wie ein Mädchen zu schreien.

Wieder zu Hause, stellte Grandpa den Kasten mit den Bienen neben seine Sammlung von einem halben Dutzend Bienenstöcken an den Zaun hinten im Garten. Der Schwarm gehörte jetzt uns und würde sich bald an sein neues Zuhause gewöhnen. Bienen flitzten bereits aus dem Eingang und flogen in kleinen Kreisen herum, um die neue Umgebung zu erkunden und sich Orientierungspunkte einzuprägen. In ein paar Tagen würden sie Honig produzieren.

Als ich zusah, wie Grandpa Zuckerwasser für sie in ein Einweckglas füllte, dachte ich darüber nach, dass er gesagt hatte, die Bienen würden der Königin folgen, weil sie ohne sie nicht leben könnten. Sogar Bienen brauchten ihre Mutter.

Die Bienen in dem Tennisclub hatten mich angegriffen, weil ihre Königin aus dem Stock geflüchtet war. Sie war verletzlich, und sie versuchten, sie zu beschützen. Verrückt vor Sorge, hatten sie das erste Ziel angegriffen, das sich ihnen in den Weg stellte – mich.

Vielleicht hatte ich deswegen nicht geschrien. Weil ich sie verstand. Bienen verhalten sich manchmal wie Menschen – sie haben Gefühle, und manche Dinge jagen ihnen Angst ein. Man sieht, dass es so ist, wenn man ganz stillhält und beobachtet, wie sie sich bewegen, ob sie auf der Wabe mühelos zusammenströmen wie Wasser oder ob sie zitternd darüber rennen, als würde es sie überall jucken. Bienen brauchen die Wärme einer Familie; eine einzelne Biene überlebt die Nacht wahrscheinlich nicht. Wenn ihre Königin stirbt, rennen Arbeiterbienen verzweifelt durch den Stock und suchen nach ihr. Das Volk schrumpft, und die Bienen werden mutlos und niedergeschlagen, kriechen langsam durch den Stock, statt Nektar zu sammeln, schlagen die Zeit tot, bevor die Zeit sie umbringt.

Ich kannte das nagende Bedürfnis nach einer Familie. An einem Tag hatte ich eine, dann war sie über Nacht nicht mehr da.

Kurz vor meinem fünften Geburtstag ließen sich meine Eltern scheiden, und ich fand mich plötzlich an der anderen Küste wieder, in Kalifornien, beengt in einem Schlafzimmer mit meiner Mutter und meinem kleinen Bruder im winzigen Haus meiner Großeltern. Meine Mutter schlüpfte unter die Bettdecke und in eine endlos andauernde Melancholie, und mein Vater wurde nie wieder erwähnt. In der leeren Stille, die folgte, versuchte ich zu verstehen, was passiert war. Während meine Liste von Fragen an das Leben länger wurde, wusste ich nicht, wer sie mir beantworten würde.

Ich begann, Grandpa überallhin zu folgen, stieg morgens in seinen Pick-up und fuhr mit ihm zur Arbeit. So begann mein

Unterricht bei den Bienen von Big Sur, wo ich lernte, dass ein Bienenstock um ein Prinzip kreiste – die Familie. Grandpa lehrte mich die verborgene Sprache der Bienen, die Bedeutung ihrer Bewegungen und Geräusche, das Unterscheiden zwischen den verschiedenen Gerüchen, die sie absondern, um mit Gefährtinnen aus dem Stock zu kommunizieren. Seine Geschichten über die Shakespeare'schen Plots in einem Volk, das die Königin absetzen will, und über die Hierarchie von Aufgaben trugen mich fort in ein geheimes Reich, wenn die Situation in meinem eigenen zu schwierig wurde.

Je mehr ich im Lauf der Zeit über die innere Welt der Honigbienen erfuhr, umso mehr verstand ich die äußere Welt der Menschen. Während meine Mutter tiefer in Verzweiflung versank, vertiefte sich mein Verhältnis zur Natur. Ich lernte, wie sich Bienen umeinander kümmern und hart arbeiten, wie sie demokratisch entscheiden, wo sie nach Futter suchen und wann sie schwärmen sollen, und wie sie für die Zukunft planen. Ihre Stacheln lehrten mich, was es heißt, tapfer zu sein.

Ich fühlte mich von den Bienen angezogen, weil ich ahnte, dass die Stöcke uralte Weisheiten enthielten und mich Dinge lehren würden, die meine Eltern mir nicht beibringen konnten. Von den Honigbienen, einer Spezies, die die letzten 100 Millionen Jahre überlebt hat, lernte ich durchzuhalten.

# *Fluchtweg*

FEBRUAR 1975

## *Eine Bienenlektion in Umsiedelung*

Ich habe nicht gesehen, wer sie geworfen hat.

Die Pfeffermühle flog in einem schrecklichen Bogen über den Esstisch und landete mit einer Explosion schwarzer Pfefferkörner auf dem Küchenboden. Entweder versuchte meine Mutter, meinen Vater umzubringen, oder umgekehrt. Es wäre möglich gewesen, hätte er oder sie besser gezielt, denn es war eine dieser schweren Mühlen aus dunklem Holz, länger als mein Unterarm.

Wenn ich hätte raten müssen, hätte ich auf Mom getippt. Sie ertrug das Schweigen in ihrer Ehe nicht mehr, und um seine Aufmerksamkeit zu erregen, warf sie nach ihm, was immer sich in ihrer Reichweite befand. Sie riss Vorhänge von der Stange, schleuderte Matthews Bausteine an die Wand und warf Geschirr auf den Boden, damit wir wussten, dass sie es ernst meinte. Auf diese Weise weigerte sie sich, unsichtbar zu werden. Es funktionierte. Ich lernte, den Rücken immer der Wand zuzuwenden und sie nicht aus den Augen zu lassen.

An diesem Abend verströmte ihr Körper die aufgestaute Wut in Wellen, ihre alabasterweiße Haut glühte rosa. Ein vertrauter

Schrecken sammelte sich in meinem Bauch, während ich den Atem anhielt und die Tapete studierte, auf der sich Efeu um Kupferkessel und Nudelhölzer rankte. Ich hatte Angst, dass schon das leiseste Geräusch meinerseits den unsichtbaren weißglühenden Strahl zwischen meinen Eltern auf mich lenken und eine weiße Rauchwolke zurücklassen würde, wo zuvor ein fünfjähriges Mädchen gesessen hatte. Ich kannte diese Ruhe vor dem Sturm, dieses kurze Innehalten des erhobenen Bestecks vor dem verbalen Zusammenstoß. Niemand rührte sich, nicht einmal mein zwei Jahre alter Bruder, der erstarrt vor seinen Cheerios auf dem Hochstuhl saß. Dad legte ruhig die Gabel ab und fragte Mom, ob sie vor habe, das Chaos aufzuräumen.

Mom ließ die Papierserviette in ihr unberührtes Abendessen fallen; wir aßen wieder einmal amerikanisches Chop Suey – ein billiger Mischmasch aus Hörnchen nudeln, Rinderhack und was immer für ein Dosengemüse wir hatten, darüber Tomatensoße. Sie zündete sich ganz langsam eine Zigarette an und blies Rauch in Dads Richtung. Ich rechnete damit, dass er wie üblich in seiner ganzen Größe vom Stuhl aufstehen, ins Wohnzimmer verschwinden und die Beatles so laut aufdrehen würde, dass er sie nicht mehr hören konnte. Doch an diesem Abend blieb er sitzen, verschränkte die Arme und starre Mom durch den Rauch aus seinen kohlefarbenen Augen an. Sie stippte die Asche auf ihren Teller, ohne den Blick von ihm zu wenden. Er sah ihr zu, Ekel ins Gesicht graviert.

»Du hast versprochen aufzuhören.«

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagte sie und inhalierte so tief, dass ich den Tabak knistern hörte.

Dad schlug auf den Tisch, dass das Besteck klimperte. Mein Bruder erschrak, dann fiel ihm das Kinn nach unten, und er atmete stoßweise, während er in ein Ganzköperschreien ausbrach. Mom blies wieder Rauch in Dads Richtung und kniff die Augen

zusammen. Meine Nerven hüpfen wie Wassertropfen in einer heißen Bratpfanne, während ich nervös mit den Fingern auf den Oberschenkel tippte und die Sekunden zählte, bis einer von beiden aufsprang. Als ich bei sieben war, bemerkte ich, wie sich Moms Mundwinkel zu einem sarkastischen Lächeln verzogen. Sie drückte die Zigarette in ihrem Teller aus, stand auf, ging um die Pfefferkörner und stapfte in die Küche. Ich hörte, wie sie mit Töpfen knallte und dann einen Deckel, der zu Boden fiel und ein paarmal klapperte, bevor er liegen blieb. Sie hatte etwas vor, und das war nie gut.

Mom kehrte mit einem heißen, dampfenden Topf an den Tisch zurück. Sie hob ihn über den Kopf, und ich schrie auf, weil ich Angst hatte, dass sie Dad verbrennen würde. Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf und forderte sie heraus, den Topf zu werfen. Mir drehte sich der Magen um, als hätten sich der Tisch und die Stühle plötzlich vom Boden erhoben und kreisten so schnell wie ein Teetassenkarussell.

Ich schloss die Augen und wünschte mir eine Zeitmaschine, die mich in das Jahr zuvor zurückbringen würde, als meine Eltern noch miteinander redeten. Wenn ich nur genau den Zeitpunkt festmachen könnte, als alles schiefging, könnte ich es irgendwie richten und diesen Tag verhindern. Vielleicht würde ich ihnen die vergessene Schachtel mit Dias im Keller zeigen, den Beweis, dass sie sich einmal geliebt hatten. Als ich die kartongefassten Quadrate zum ersten Mal ins Sonnenlicht hielt, sah ich, dass Moms Gesicht einst gelacht hatte, und sie hatte kurze Kleider und glänzende weiße Stiefel getragen und Zigaretten durch einen langen Stab geraucht wie ein Filmstar. Sie hatte noch immer den kurzen Haarschnitt, aber damals war das Rot einen Ton heller gewesen, und ihre Augen wirkten grüner. Auf jedem Dia lächelte Mom oder zwinkerte Dad über die Schulter zu. Er machte die Fotos, kurz nachdem sie ihm aufgefallen war, als sie sich für Kurse

am Monterey Peninsula College einschrieb. Er lud sie zu einer Autofahrt die Küste hinunter nach Big Sur ein.

(...)

Ich öffnete die Augen und sah Mom dastehen, bereit, den Topf mit amerikanischem Chop Suey zu werfen. Ihrer beider Drohungen flogen wie Pfeile hin und her, hin und her, sein zurückhalten der monotoner Tonfall vermischt sich mit ihrem immer höheren Falsett, bis ihre Worte in meinen Ohren zu einem lauten Klingeln verschmolzen. Ich versuchte es zu verscheuchen, indem ich leise »Yellow Submarine« summte. Es war das Lied, das Dad und ich gemeinsam sangen, wobei wir uns Kochlöffel als Mikrophone vor den Mund hielten. Damals, als Musik noch unser Haus erfüllte. Dad nahm alle Beatles-Songs im Radio oder von Schallplatten auf Tonbänder auf, die er in knochenfarbenen Plastikgehäusen im Bücherregal aufbewahrte, aufgereiht wie Zähne. Er hörte die Bänder auf seinem Tonbandgerät, und in letzter Zeit zog er »Maxwell's Silver Hammer« vor, das Lied, in dem ein Mann seine Feinde totschlägt, er drehte es im Wohnzimmer auf volle Lautstärke, bis Mom ihm unweigerlich sagte, er solle den Krach leiser stellen.

Ich war ungefähr in der Mitte der zweiten Strophe, als ich sah, wie sie den Arm hob und sich der Griff des Topfs wie in Zeitlupe aus ihrer Hand löste. Dad duckte sich, und der Rest unseres Abendessens flog durch die Luft und klatschte gegen die Wand, an der er hinunterglitt und einen schmierigen Streifen hinterließ. Er sammelte sich am Boden zwischen den Pfefferkörnern. Dad hob den Topf neben seinem Fuß auf und stand am ganzen Körper zitternd da. Er knallte den Topf auf den Tisch und dachte nicht daran, ihn auf die Warmhalteplatte zu stellen, wie von ihm erwartet wurde. Matthew jammerte jetzt, hob die Arme, weil er aus dem Stuhl gehoben werden wollte, und Mom ging zu ihm, als wäre nichts passiert. Sie schaukelte Matthew

und wisperte ihm ins Ohr, er solle still sein, den Rücken Dad und mir zugewandt. Dad drehte sich um und flüchtete auf den Dachboden, wo er die Nacht damit verbrachte, Morsezeichen in sein Amateurfunkgerät zu tippen und sich mit höflichen Fremden zu unterhalten.

Ich fragte nicht, ob ich aufstehen durfte. Ich rannte zur Treppe, nahm zwei Stufen auf einmal, lief in mein Zimmer und knallte die Tür zu. Ich riss die Tagesdecke mit dem Flintstones-Muster vom Bett und zog sie unter mein Hüpfperd. Es war aus Plastik und stand auf vier Sprungfedern – eine unter jedem Lauf. Ich drückte mit den Füßen gegen seinen mit Filz bezogenen Bauch, bis ich einen beruhigenden Rhythmus gefunden hatte. Dann schob ich meine Schulterlangen Haare über die Augen, schloss die Realität aus, so dass ich fast glauben konnte, ich wäre sicher im Inneren eines gelben Unterseeboots, unter der Wasseroberfläche, allein und so weit unten, dass ich keine Stimmen mehr hören konnte.

Obwohl ich nicht verstand, warum meine Eltern so oft stritten, wusste ich zuinnerst, dass sich etwas Bedeutsames in unserem Haus veränderte. Dad gebrauchte seine Wörter nicht mehr, und Mom benutzte zu viele.

(...)

Ich musste unter dem Hüpfperd eingeschlafen sein, denn ich erinnerte mich nicht daran, wie ich ins Bett gekommen war, als Mom mich aus dem Schlaf riss, weil sie die Zimmertür so heftig aufstieß, dass sie gegen die Wand knallte. Sie zerrte die Kommodenschubladen auf und warf meine Kleider in einen weißen Koffer mit seidigem orangefarbenem Futter. Ich setzte mich auf und versuchte, sie zu fixieren, doch sie bewegte sich so schnell, dass ich sie nur verschwommen wahrnahm.

»Fünf Minuten«, sagte sie und stand kurz still. »Ich hole jetzt deinen Bruder. Wenn ich zurückkomme, bist du angezogen.«

Mom flitzte aus dem Zimmer. Draußen war es dunkel. Mein Körper fühlte sich an, als wäre er aus Beton, und ich wollte nicht hinaus in die Kälte. Mom hatte das schon öfter getan. Sie weckte uns mitten in der Nacht, steckte uns hastig in Schneehosen, setzte uns Mützen auf und zog uns Fäustlinge an, rannte die Treppe hinunter und schrie, dass sie fortgehen würde. Dad ließ sie durchs Haus laufen und packen, bis sie erschöpft war, dann brachte er sie dazu, sich neben ihn auf die Couch zu setzen und zu reden. Er hatte eine leise beruhigende Stimme, und Mom klang wie ein zu lauter Fernseher. Ich hörte von oben auf der Treppe zu, bis sie nicht mehr schrien und ich sie schniefen hörte, das Signal, dass der Streit vorbei war und alle wieder ins Bett gehen und weiter-schlafen konnten.

Ich entschied, dieses Mal zu warten. Als sie mit Matthew auf der Hüfte wieder in der Tür stand, saß ich noch immer wie ein Fragezeichen im Bett.

»Wohin gehen wir?«

»Nicht jetzt, Meredith. Ich bin nicht in der Stimmung.«

Mit meinem Bruder auf einem Arm zog sie mir mit dem anderen den Schlafanzug aus und steckte mich in meine Kleider. Mom schob mich zur Tür, als ich mich umdrehte.

»Kann ich Morris mitnehmen?«

Morris war eine rosa Stoffkatze mit einem Rock, die meine Eltern in einem Drugstore gekauft hatten, als sie nach meiner Geburt von dem Marinekrankenhaus nach Hause fuhren. Ich hatte sie Morris getauft nach der Katze in einer Fernsehwerbung, und sie war mein wertvollster Besitz. Ich war in letzter Zeit so abhängig von ihr geworden, dass ich nicht einschlafen konnte, wenn ich sie nicht im Arm hatte. Mom nickte, und ich suchte zwischen den Laken und fand sie, nur Sekunden, bevor Mom mich am Handgelenk aus dem Zimmer zog.

Als sie mir in der Diele in den Mantel half, ging Dad niederge-

schlagen mit hängenden Schultern an uns vorbei. Er öffnete die Haustür und trat hinaus in die eisige Luft. Ich lief zum Wohnzimmerfenster und sah zu, wie er im Licht der Veranda den Volvo anließ. Sein Atem kam in silbernen Wölkchen, als er das Eis von der Windschutzscheibe kratzte. Er legte den Koffer in den Kofferraum und setzte sich auf den Fahrersitz, während Mom Matthew im Kindersitz festschnallte und dann zurückkam, um mich zu holen. Ich drückte Morris fester an mich und rieb mein Kinn am weichen Flausch seiner rosa Ohren.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich wieder, dieses Mal leiser. Mom zog den Reißverschluss meiner dicken Jacke zu und legte mir die Hände auf die Schultern.

»Kalifornien. Zu Granny und Grandpa.«

(...)

Während des Flugs spürte ich, dass sich Mom von uns zurückzog. Ich spürte, dass sie entglitt, konnte es jedoch nicht in Worte fassen, es war eine Veränderung, die sich so unmerklich vollzog, dass man sie erst wahrnehmen konnte, nachdem sie abgeschlossen war. Als wir landeten, war ihr Blick leer, und sie sah durch mich hindurch. Irgendwo zehntausend Meter über der Mitte Amerikas hatte sie es aufgegeben, eine Mutter zu sein.

# *Die erste Ernte*

1976 – SOMMER

## *Eine Bienenlektion in Einfallsreichtum*

Die meiste Zeit des Jahres tat sich nichts im Honigbus. Doch nach dem Nektarfluss im Frühjahr, zu Beginn des Sommers, behielt Grandpa das an den Gartenzaun genagelte Thermometer im Auge. Reichte der rote Strich über die Dreißig-Grad-Marke hinaus, waren die Bedingungen ideal, um Honig zu extrahieren. Die Hitze machte den Honig flüssiger, weshalb er rascher durch die Leitungen im Bus gepumpt werden konnte. Wenn es im Frühjahr ausnahmsweise geregnet hatte und es reichlich Blüten gab, konnte Grandpa seine Produktion erhöhen und über dreieinhalbtausend Kilo abfüllen.

Den ganzen Frühling über hatte ich Grandpa gefragt, ob ich ihm bei der Ernte helfen könnte. Letztes Jahr hatte er mich nicht in den Honigbus gelassen, weil ich erst größer werden musste. Jetzt war ich sechs, trug um zwei Nummern größere Schuhe und agitierte heftig für Zugang. Jeden Morgen kontrollierte ich das Wetter, damit er wusste, dass ich die Lage im Blick hatte und bereitstand, sollte es ein idealer Tag für die Ernte sein.

Und schließlich war es so weit. Eines Morgens im Juli erwachte ich und hörte einen Chor Zikaden in der Hitze zirpen. Ich stand

auf, zog den Vorhang zurück und sah Rita, die hechelnd im Schatten des Aprikosenbaums lag. Dass es so früh schon so heiß war, konnte nur eins bedeuten – die hohen Feiertage der Ernte waren da. Ich rannte im Schlafanzug hinaus zum Thermometer. Fast dreißig Grad. Ich fand Grandpa am Esstisch vor einem hohen Stapel Pfannkuchen und überbrachte ihm die gute Nachricht.

»Das ist Honigwetter«, sagte er.

Grandpa kaute langsam ein Stück Pfannkuchen, als würde er über eine schwierige Algebraaufgabe nachdenken, schlürfte dann einen großen Schluck Kaffee auf die gemächliche Weise, wie alte Leute alles angehen. Er faltete seine Papierserviette einmal, zweimal, dann tupfte er sich damit geziert den Schnurrbart ab, bevor er sich schließlich räusperte. Ich hielt den Atem an und wartete auf das Urteil.

»Dann ziehst du besser einen Overall an«, sagte er.

Er schnitt ein neues Stück Pfannkuchen ab, als hätte sich nicht gerade die Achse der Erde verschoben. Ich riss mir den Schlafanzug vom Leib und zog in Rekordzeit einen Overall an. Ich wusste nicht, warum Grandpa es sich anders überlegt und entschieden hatte, mich in den Honigbus mitzunehmen, aber ich würde ihn nicht danach fragen, damit er sein Urteil nur ja nicht revidierte.

(...)

Ich folgte Grandpa, der einen Weg durch hüfthohes Fuchsschwanzgras schnitt, zum Bus. Seine schmutzigen Jeans rutschten ihm immer wieder über den Hintern hinunter, und er hatte sich nicht die Mühe gemacht, ein Hemd anzuziehen, sein breiter Brustkorb hatte eine Farbe zwischen Zimt und Rost. Seine sehnigen Arme endeten in zwei Bärenpfoten, die mit Rissen, Pockennarben und Narben von der Arbeit überzogen waren. Die Kuppe von Grandpas linkem Zeigefinger fehlte, und der Nagel war darum herumgewachsen wie ein Helm. Ein Unfall im Werkunterricht in der Highschool, sagte er, als er Metall schnitt, um

Luftschutzsirenen für den Krieg zu machen. Wir gingen an kleinen Haufen aus Rohrteilen und Tonscherben vorbei und blieben vor einem alten hölzernen Schild hinter dem Bus stehen: *Pfeiffer State Park: 5.1. Meilen*, darunter ein Pfeil und das Wort *Mittagessen*.

Meine Vorfreude steigerte sich, als er auf die Treppe aus hölzernen Paletten stieg und auf dem Dach nach dem Stahlstück tastete, das er dort außerhalb meiner Reichweite aufbewahrte. Er steckte ein Ende in das Loch, wo der Türgriff gewesen war, drehte es, und die Tür sprang mit einem leisen saugenden Laut auf. Er hob mich hoch und stellte mich in den Bus, folgte mir und knallte die Tür zu, um eine Handvoll Bienen auszuschließen. Sie wurden von den Honigwaben angezogen, die Grandpa im Bus gestapelt hatte. Sie rochen nach Vanille, Butter und frischer Erde, ein Aroma, das ich sofort als den Geruch von Grandpas Haut wiedererkannte. Es war, als hätte die Luft im Honigbus einen eigenen Duft.

An der Wand gegenüber den Maschinen waren weiße Kästen in Türmen bis fast zum Dach gestapelt. Ich fing an zu zählen, kam bis siebenunddreißig und hörte auf. Wir würden Eimer über Eimer Honig machen. Grandpa nahm den Deckel von der ersten Zarge und zog einen der hölzernen Rahmen heraus, bewunderte die empfindlichen sechseckigen Zellen, die mit einer dünnen Schicht aus gelbem Wachs versiegelt waren. Er hielt ihn gegen das Licht, ließ den bernsteinfarbenen Nektar im Sonnenlicht aufleuchten wie farbiges Glas. Er stieß einen langen, leisen, zufriedenen Pfiff aus.

(...)

»Wie geht es mit deiner Mutter?«

Ich zuckte die Schultern.

»Kommt ihr miteinander aus?«

»Ich glaube schon«, sagte ich.

»Es kann eine Weile dauern, bis es ihr wieder bessergeht«, sagte er.

»Ja.«

Im Bus, wo er außerhalb von Grannys Hörweite seine Meinung sagen konnte, veränderte sich Grandpa. Er sprach mit mir, als wäre ich ihm gleichgestellt, und ich brauchte einen Moment, um mich anzupassen. Ich spürte, dass er mir etwas Wichtiges sagen wollte, nach den richtigen Worten suchte, mich aber nicht aufregen oder mir mehr zumuten wollte, als ich verarbeiten konnte. Er entdeckelte wieder eine Wabe, redete aber weiterhin mit mir auf diese neue erwachsene Weise.

»Sie kann nichts dafür, dass sie so ist, wie sie ist.«

Seine Worte hingen in der Luft. Wie genau war meine Mutter? Ich wusste, dass ihr Traurigkeit in jedes Zimmer folgte. Ich wusste, dass sie im Bett bleiben musste, weil sie ständig Kopfschmerzen hatte, und dass sie ihren Vater nicht ausstehen konnte. Aus den Gesprächen meiner Mitschüler wusste ich, dass andere Mütter arbeiteten, in die Schule zu den Lehrern kamen, Abendessen kochten. Meine Mutter hatte Weihnachten verschlafen und meinem Bruder und mir Schecks statt richtiger Geschenke unter den Weihnachtsbaum gelegt. Unsere Mutter war anders. Doch jetzt nagten Grandpas Worte an mir. Warum war Mom »so«, und warum konnte sie nichts dafür? Was stimmte nicht mit meiner Mutter? Grandpa hatte mir gegenüber etwas zugegeben, vielleicht etwas, das ich nicht wissen sollte.

»Wofür kann sie nichts?«

Grandpa drehte eine Zarge auf die kurze Seite und setzte sich darauf wie auf einen Hocker. Ich sah, dass er seine Worte sorgfältig wählte.

»Deine Mutter liebt dich.«

Ich wartete, dass er mehr sagte. Er versuchte es nochmals.

»Manchmal fällt es ihr schwer, es zu zeigen.«

»Warum?«

Grandpa schaute hinauf zu einem der länglichen Fenster unterhalb des Dachs, wo eine Spinne ihr Netz spann. Ich begriff, dass ich eine Frage gestellt hatte, auf die es keine Antwort gab. In dem Schweigen, das folgte, senkte sich eine schwere Traurigkeit auf meine Brust, und ich musste mich plötzlich setzen. Ich zog eine leere Zarge neben ihn und setzte mich darauf.

»Habe ich dir je von Pfadfinderbienen erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wenn ihr Zuhause nicht mehr gut ist – zu voll, zu feucht –, suchen sie nach einem besseren.«

Ich war nicht sicher, warum er mir das erzählte, und wartete, dass er fortfuhr.

Pfadfinder- oder Spurbienen übernehmen das Risiko, sie überzeugen ein Volk zu schwärmen, erklärte er. Tage bevor die Bienen in einer dichten Wolke ihren Stock verlassen, erkunden Pfadfinderbienen die Nachbarschaft auf der Suche nach einem besseren Zuhause, sie erkunden Baumhöhlen, Kamine, sogar Hausmauern. Sie warten auf einen schönen sonnigen Tag, dann rasen sie durch den Stock, lassen ihre Flügelmuskel gegen andere Bienen zittern, um sie zu motivieren. Ihre Aufregung ist ansteckend, während die Temperatur im Stock steigt und alle diese flatternden Flügel wie Trommelschläge klingen. Sie werden lauter und lauter, und auf ein geheimes Signal hin stürzt sich das Volk aus dem Stock, wirbelt in einer bis zu zehn Meter breiten Wolke durch die Luft, mit der Königin irgendwo in der Mitte.

Ich stellte mir ein Feuerwerk von Bienen am Himmel vor, Zehntausende schwarzer Punkte, die herumwirbeln und dann wie durch einen unsichtbaren Trichter zusammenkommen.

»Wie entscheiden sie, wohin sie fliegen?«

»Sie tanzen.«

Ich wusste mittlerweile, dass Grandpa nie scherzte, wenn er über Bienen sprach, gleichgültig wie unwahrscheinlich seine Geschichten klangen. Er hatte mich überzeugt, dass Bienen alles können. Ich wusste, dass Bienen über Düfte, Laute und Berührungen kommunizieren. Warum dann nicht auch über Bewegung? Jetzt erzählte er, dass Flugbienen im Stock tanzten, um den anderen Bienen zu sagen, wo es Blüten mit viel Nektar gab. Die Kundschafterinnen tanzten über dem dichtgedrängten Schwarm, um ihm zu zeigen, wo er sich neu ansiedeln sollte.

»Der Tanz ist wie eine Landkarte«, fuhr Grandpa fort. »Die Tanzschritte teilen den Bienen die Adresse ihres neuen Zuhauses mit.«

»Kann ich es sehen?«

»Was sehen?«

»Wie die Bienen tanzen.«

»Wenn du Glück hast, werden wir sie irgendwann dabei erwischen.«

Grandpa stand auf und bereitete das erste Schleudern vor. Er holte Honigwaben, die wir mit dem heißen Messer entdeckelt hatten, aus dem Trog und schob sie tropfend vor Honig in die Käfige, die an dem Schwungrad in der Zentrifuge hingen. Als alle Käfige gefüllt waren, entriegelte er das Schwungrad und hielt inne.

»Du solltest dich nicht zu sehr über deine Mutter aufregen. Du bist schlau wie eine Pfadfinderbiene. Eines Tages wirst du deinen eigenen Weg finden.«

Ich beschloss an Ort und Stelle, dass die Pfadfinderbiene meine Lieblingsbiene war.